



Der Stachel im Journalisten-Sitzfleisch

Von Tom Schimmeck

Am Anfang war das Wort. Im Falle von netzwerk recherche in Form eines Buches: „Leidenschaft Recherche“. Anno 1999. Das schon im Klappentext den Missstand formulierte, der bis heute nicht behoben ist:

„Im publizistischen Alltag ist die Recherche eine seltene Leidenschaft: Termin- und Arbeitsdruck, aber auch die unzureichende Kenntnis von professionellen Arbeitstechniken führt dazu, dass Journalisten sich meist auf die Ergänzungsrecherche auf der Grundlage einer Agentur- oder Zeitungsmeldung stürzen.“

Das kam daher wie eine Selbstbesinnung auf den hehren Kern des geliebten Berufes. Und manchmal wurde es fast poetisch:

„Erst Stille, dann ist Atem zu hören“, schrieb Hans Leyendecker im Vorwort: „Der Laptop zwitschert und piepst. Jemand rutscht auf dem Stuhl herum, klopft mit den Fingern auf der Schreibtischkante einen komplizierten Takt. Dann geht er auf und ab und schnieft ganz laut. Später hämmert er in die Tasten. Kurz gesagt: Da schreibt einer. Warum schreibt einer? Weil er nichts anderes gelernt hat oder weil er es weit bringen will?

Wenn es weit gebracht hat, kreiselt er kunstvolle Kritiken im Feuilleton. Es gibt vorzügliche Reporter und in den Wirtschaftsteilen gut informierte Redakteure. Die Deutschen sind Meister im Meinungsjournalismus. Wer den Leitartikel tuten, den Fernsehkommentar sprechen darf, hat den Ausweis höchster Kompetenz erreicht. Aber die Zeitung und Sender beschäftigen nur wenige Rechercheure, die Enthüllungsgeschichten liefern wollen. Die Sparte ist chronisch unterbesetzt.“

Diesen Umstand galt es zu ändern. Nein, das Feuilleton sollte nicht geschleift, die eitlen Meinungsfürsten nicht entthront werden. Geplant war eher eine Art Wiederauferstehung. Man wollte die Erinnerung daran wachrufen, dass die selbst gewon-

nene Information, das Hinausgehen und ganz eigenständig Hingucken, das Beschaffen und Durchwühlen von Dokumenten, der Kontakt mit echten Menschen, mit dieser verdammt komplizierten Wirklichkeit außerhalb der vollklimatisierten Redaktionsstuben, das Eigentliche, das Wesentliche, das, wie es neudeutsch heißt: Kerngeschäft des Journalismus sind. Und alles weitere eher wunderhübsches Beiwerk.

Das Buch, herausgegeben von Thomas Leif, bündelte Recherche-Erfahrungen von zwei Dutzend Journalisten. Da wurde robuste Hardware geliefert. Themen wie Aids, Diamanten, Neonazis und der Balkan. Ein Text, da habe ich wirklich gestaunt, befasste sich mir einer „heimlichen Seuche“ namens EHEC, mit Fällen von 1995. Da war das Netzwerk seiner Zeit voraus. Es hatte, könnte man sagen, schon immer eine Schwäche für Erreger.

Man kannte sich.

Manche schon ewig, andere nur flüchtig. Und stellte gemeinsam bald fest, dass jeder Einzelne oft ein bisschen einsam ist. Dass diese Rechercheure, die Spürnasen, die Trüffelschweine in ihren Zeitungen und Sendern eher Solisten sind. Einzelkämpfer. Kaum vernetzt. Was weniger an ihrem ausladenden Ego liegt als an der Rolle, die Rechercheure in den Hierarchien einnehmen. Wie überhaupt alle, die viel „rausgehen“ in die Realität. Sie sind unverzichtbar, klar. Geachtet sowieso, sicher. Aber sie sind eben oft nicht Teil der großen Routine, der ewigen Konferenzen und Kaffeerunden. Sind auch keine Hierarchen. Eher Außenseiter.

„Dazu kam“, schrieb Thomas Leif neulich in einem Rückblick auf die Anfänge, „meine persönliche Erfahrung nach einem Jahrzehnt im Feld des Magazin-Journalismus und der Feature-Produktion in der ARD. Recherche-Journalismus war auch hier immer wieder bedroht: Fünftes Rad am Wagen, von Presseanwälten und betroffenen Lobbygruppen attackiert, unter Quotendruck und stets im Stahlbad politischer Interessen.“

Und dann, Ende März 2001, traf sich eine etwa 40köpfige Schar – andere Quellen sprechen von „mehr als 35 Journalisten“ – in der Eifel, in einem Kaff namens Simmerath-Erkensruhr, besiedelt seit römischen Kaiserzeit. Man enterte ein verlassendes Wellness-Hotel, redete und schuf den „netzwerk recherche e. V.“. Über alle journalistischen Klassenschranken hinweg. Am 1. April. Kein Scherz.

Hans Leyendecker war schon dabei, Kuno Habermusch, Christoph Maria Fröhder und natürlich Thomas Leif. Das erste Motto lautete: „Recherche fordern und fördern.“ „Fordern und fördern“ – das klingt, rückblickend, ein bisschen nach neuer Mitte und Hartz IV. Eine Satzung war schon entworfen. Und es wurde auch gleich ein Vorstand gewählt. Die Legende besagt, ein gewisser Georg Mascolo habe an jenem Wochenende einige Kandidaten-Namen auf einem Bierdeckel notiert.

Aber – ich sage es für alle anwesenden Jury-Mitglieder des Henry-Nannen-Preises gleich dazu: Ich habe das nur gelesen. Auch überprüft. Ich war nicht dabei.

Wozu das Ganze?

Was war das, sagen wir mal: Ausgangsideal? Das große Ziel?

Das Netzwerk, heißt es in den Grundsätzen „tritt ein für den in Deutschland vernachlässigten recherchierenden Journalismus. Es vertritt die Interessen jener Kollegen, die oft gegen Widerstände in Verlagen und Sendern intensive Recherche durchsetzen wollen.“

Aber es sollte mehr sein als eine Wärmestube für einsame Rechercheure. Der Verein – mit vollen Namen heißt er übrigens „Netzwerk Recherche“ – Verein zur Förderung von journalistischer Qualität in der Medienberichterstattung“ – wollte von Anfang an ein Forum sein, ein Ort des Austausches und der Fortbildung. Auch ein Stachel im Journalisten-Sitzfleisch.

Das Netzwerk begann, mit zahllosen Tagungen und Seminaren, mit Studien und Dokumentationen die Analyse, Kritik und Selbstkritik des Journalismus voranzutreiben. Es forciert dabei sozusagen die Recherche in eigener Sache, zum Thema Medien und Öffentlichkeit. Fordert stets mehr Leidenschaft, mehr Haltung, mehr Aufklärung ein. Und hat so eine permanente Qualitätsdebatte vom Zaun gebrochen.

Dieses Netzwerk, das war bald klar, ist eine Truppe, die Ideale hochhält. Die sich selbst und anderen Feuer unterm Arsch macht. Die die selbstgenügsame Routine in den Verlagen und Sendern durchbrechen will. Die Moden und Macken der Branche aufs Korn nimmt. Und dabei manchmal ziemlich penetrant werden kann.

Das hat nie allen gefallen.

Gewissen Berufsverbänden etwa behagte die Konkurrenz nicht. Und unsere Attitüde – „Wir sind die Guten“ – geht sowieso manchem auf den Geist. Vor allem den Pragmatikern. Jenen, die sich selbst als „Realisten“ sehen. Die nicht fragen, wie man Dinge verändern, verbessern kann. Sondern nur, wie man irgendwie durchkommt.

Einige Journalisten haben sich einen Sport daraus gemacht, uns als versnobten Elitetruppe abzupinseln. Wenn Sie ein bisschen googeln, werden Sie bald auf verlässliche Feinde des Netzwerks Recherche stoßen. Auf einen Medienjournalisten etwa, der uns gerne mal als „Clübchen“ bezeichnet, als „Netzwerk Pippi Langstrumpf“, als Häuflein von „im eigenen Saft drehenden Gestrigkeitsfanatikern“. Und dahinter einen – Zitat – „Journalistengeheimbund“ wittert, „der sich teilweise auf dem Niveau des Fähnlein Fieselschweifs bewegt“.

Sie stoßen sicher auch zügig auf ein kunterbuntes, wöchentlich online verbreitetes Organ, das dem Netzwerk und namentlich der Vorsitzende Thomas Leif regelmäßig und verlässlich einen überbrät. Selbst ich hatte schon mehrfach das Vergnügen, dort Prügel zu beziehen. Vorläufiger Höhepunkt war ein Vergleich meiner Wenigkeit mit Margot Honecker. Das war fast schon wieder lustig.

Mit der Zeit kapiert man, dass man so etwas sportlich nehmen muss.

Was aber irritiert, seit Jahren schon:

Dass es vor allem ein Thema gibt, bei dem die Emotionen immer wieder hochkochen: Die Unvereinbarkeit von Journalismus und Public Relations. Der „Medienkodex“, jene kurzen zehn Gebote, die das Netzwerk vor fünf Jahren verabschiedete, sind wohl das bis heute umkämpfteste Dokument. Vor der Paragraph fünf, vier Worte, klar und simpel: „Journalisten machen keine PR.“

Der Satz war schon damals heiß umstritten. Und die Debatte flammt immer wieder auf. Sie nimmt sogar noch an Schärfe zu. Was vor allem ökonomische Gründe hat. Denn in den ersten zehn Lebensjahren des Netzwerks hat sich die Lage vieler Journalisten enorm verschärft. Allen voran derer, die für Tageszeitungen arbeiten. Es gab, gerade auch bei den Top-Blättern, große Entlassungswellen. Pauschalen und Honorare wurden wieder und wieder gekürzt. Immer weniger Journalisten sind festangestellte Kräfte. Immer mehr sogenannte „Freie“, die immer flotter immer mehr Text ausstoßen müssen, um halbwegs über die Runden zu kommen. Das frisst Zeit. Und geht natürlich zu Lasten der Recherche. Es kostet auch Stolz und Würde. Weshalb immer mehr Leute, die eigentlich Journalisten sein wollen, nebenher, oder auch vollberuflich, PR-Arbeit annehmen, für Pressestellen, Agenturen oder Firmenzeitungen arbeiten. Die oft deutlich besser zahlen.

Das geht an die Substanz. Da tut sich eine Front unter Journalisten auf. Die, die es tun, die nebenbei PR machen, fühlen sich irgendwie ertappt, herabgewürdigt, gedemütigt. Die sagen sich: Ooh, wie gerne wäre ich ein prinzipienfester, rundum integrier, gründlich recherchierender Journalist. Und, wann immer ich es irgendwie schaffe, will ich einer sein. Oft aber ich kann nicht davon *leben*. Weil mir mein Lokalblatt nur 20 Cent pro Zeile bezahlt. Weil mir mein Lokalradio nur 90 Sekunden gibt. Weil ich als Onliner ohnehin Billiglöhner bin. Zum Teufel mit den hehren Geboten. Ich muss überleben, sagt sich der Journalist in der Zwickmühle. Ich muss pragmatisch sein. Die können mich mal.

Da nerven dann irgendwann diese „Puristen“ vom Netzwerk, die immer die Fahne der Moral hochhalten. Da kommen Aggressionen hoch. Da ist schnell von den festangestellten Luxusjournalisten die Rede, von alten Posteninhabern, die keine

Ahnung haben, was die Generation Praktikum und Zeitvertrag so durchmacht; was es heute heißt, zum journalistischen Prekariat zu gehören. Es ist eine oft sehr harte und persönlich geführte Debatte.

Das erleben wir selbst bei den „Freischreibern“, die uns ja freundschaftlich verbunden sind. Im Onlineshop der Journalistenvereinigung „freischreiber“ gab es für kurze Zeit eine „Ethik-Ampel für freie Journalisten“. Das Ding – ich zitiere mal von der Website – „zeigt zuverlässig an, in welcher Funktion ein Journalist oder eine Journalistin gerade arbeitet.“ Steht die Ampel auf Rot „wird an ordinären Werbe-Texten herumgeschrieben, steht sie auf Gelb, handelt es sich um das feinere Corporate Publishing. Und bei Grün ist der freie Journalist ganz in seinem Element.“

Der Freischreiber-Vorstand, so hörte ich, hat sich fast zerlegt ob dieser „Erfindung“. Wobei das wohl seit der PR-Tagung im Frühjahr erst einmal ausdiskutiert ist. Aber ich bin sicher: Das wird wieder aufbrechen. Die Debatte wird weitergehen.

Was ist erreicht?

Auf der Website des Netzwerks ist das „Rundgespräch“ zum Thema: „Investigativer Journalismus in Deutschland“ dokumentiert, das der Vereinsgründung vorausging. Gut 68 000 Zeichen, ein ziemlicher Riemen. Doch sehr interessant zu lesen. Weil er zeigt, wie mühsam man sich damals an die Themen herantastete. Wie beeindruckt viele waren von den US-amerikanischen Kollegen.

Heute hat das Netzwerk Recherche genau 555 Mitglieder! Da ist ein Forum entstanden, wo man intensiv über die eigene Arbeit reden kann. ein Ort, wo Konkurrenten kooperieren. Wo es mal nicht in erster Linie um die tolle Schreibe geht, – jaa, die ist auch wichtig –, sondern um die Tücken und Tricks im recherchierenden Alltag. Ums Handwerk. Wo man sich Mut macht und lernt, wie man dranbleibt, wie man Quellen auftut. Was man etwa wie aus den Tiefen des Datenozeans fischen kann.

Das Netzwerk setzt Standards. Es vergibt einen Positivpreis, den „Leuchtturm für besondere publizistische Leistungen“, mit dem hervorragende Journalistenleistungen gewürdigt werden sollen. Und einen Negativpreis, die „Verschlossene Auster“. Den haben schon Otto Schily und der Bahnchef Mehdorn, Wladimir Putin und die Katholische Kirche bekommen. Wenn die Gekrönten den Schneid haben zu kommen, entstehen sogar interessante Kontroversen. Wir haben das im letzten Jahr hier im Fall der katholischen Kirche erlebt.

Dieser kleine Verein hat zugleich das Bewusstsein der Medienwelt nachhaltig verändert. Er bewahrt sie vor Realitätsverlust. Weil er immer wieder die Strukturen durchleuchtet. Weil er die so laut bejammerte Medienkrise kritisch begleitet, das

Versagen der Verlage genauso thematisiert wie den Quotenwahn der Anstalten. Weil er die Mechanismen des Herdentriebs offenlegt. Und, stets aufs Neue, die Tricks der PR, der wachsenden Spin-Industrie.

Weil er, wieder und wieder, die Frage aufwirft: Was behindert die Recherche? Was torpediert unsere gute Arbeit? Unseren Journalismus, der uns lieb und teuer ist, den wir alle machen wollen, mit Spaß und Leidenschaft. Weil er so viel mehr bedeutet als das Vollmachen von Seiten und Sendeflächen. Und garantiert nichts gemein hat mit dem von Medienmanagern und Controllern ersonnenen multifunktionalen, crossmedialen Billig-Journalismus, der nur noch Marketing „veredelt“.

Was fehlt?

Ist irgendwann alles gesagt? Endet dann die Debatte? Niemals. Weil es immer neue Herausforderungen gibt. Weil Journalismus jeden Tag wieder Tolles vollbringt und unglaubliches Unheil anrichtet.

Und weil der Nachwuchs – und nicht nur der – immer wieder neu lernen muss, wie unverzichtbar es ist, dass Journalisten ran müssen an die Wirklichkeit – Hingehen müssen, gucken, nachfragen, nachlesen, RECHERCHIEREN. Journalismus, hat Hans Leyendecker mal gesagt, „ist nicht nur Broterwerb, sondern man hat auch eine Vorstellung von den Dingen, wie sie ungefähr laufen sollten.“

Andererseits könnte man nach zehn Jahren resümieren: Es ist eigentlich alles gesagt. Und staunt als Medienkritiker immer wieder, wie viele offene Türen man einrennt.

Man geht zu den Hauptstadtjournalisten nach Berlin. Und die selbst erzählen einem sehr präzise, wie absurd die journalistischen Mechanismen wirken, wie verückt die Erregungsspiralen drehen. Und kommen doch nicht raus aus diesem Tanz.

Man geht zu den Sportjournalisten und veralbert ihre immer gefühligere Masche. Weil die jetzt ständig live fragen müssen, wie toll sich wer fühlt und alle fünf Minuten jubeln müssen, wie super die Stimmung grad wieder ist. Und sie lachen und sagen: Ja, das ist albern.

Man geht hin zu den Börsenjournalisten in Frankfurt und sagt ganz frech: Ihr macht hier doch nur Show, vor künstlicher Kulisse. Jodelt den Dax rauf und runter. Und die sagen: Ja genau. Und es ist scheußlich.

Ich glaube, die meisten Journalisten wissen heute recht genau, was sie tun. In welchen Zwängen sie stecken. Individuell aber fehlt ihnen die Macht und die Kraft, etwas zu verändern.

Was ich mir für die Zukunft wünsche: Dass dieses Netzwerk möglichst vielen die Kraft gibt, den besten Journalismus zu machen, zu dem sie fähig sind. Und dass dem Netzwerk diese Mischung aus Handwerk plus Haltung weiter gelingt.

Denn wir brauchen, gerade in der globalen, superkomplexen Wikileaks-Ära, mehr recherchierenden Journalismus denn je. Mehr Wissen. Mehr Können. Mehr Einordnung und Gewichtung. Und, ja, es gibt auch im heutigen „Mediengewitter“ unglaublich viel guten Journalismus. Leider braucht man eigentlich einen Assistentenstab, der einem die Spreu vom Weizen trennt.

Noch etwas persönliches.

So ein Netzwerk von Journalisten wird immer eine Gratwanderung sein.

Journalisten sind ein fürchterliches Volk. Eigensinnig, spinnert, empfindlich. Gehetzt, misstrauisch, besserwisserisch, eifersüchtig, nachtragend. Sie haben obskure Obsessionen. Sie sind oft keine sehr sozialen Wesen.

Und wir haben gerade eine kleine Krise im Netzwerk, wo auch ein paar dieser Eigenschaften hervorlugen.

Mir fällt Lob immer schwer.

Aber ich finde, es ist ein ganz großer Zwischendank fällig an Thomas Leif, Er ist der Motor dieses Ladens. Er hat auch mich in den letzten Jahren mit viel Elan auf diverse Bühnen gepeitscht. Und aus mir und vielen anderen manches herausgeholt, von dem wir gar nicht wussten, dass es da ist...